

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 197.

Mittwoch, 25. August.

1915.

(8. Fortsetzung.)

„Das Tantchen.“

Erzählung von Herf Bohmer.

(Nachdruck verboten.)

Zwei Minuten, bevor Hauschenberg und Klevenich in die Bahnhofstraße eingebogen waren, war der Rittgutsbesitzer Böhmer, den Brief von der Königsberger Vereinsbank in der Hand, die Treppen hinaufgegangen und hatte mit harter Hand, da der Korridor offen gestanden, an der Tür zum Wohnzimmer angepöcht. Auf ein freundliches „Herein“ hatte er gar nicht erst gewartet, sondern sofort sehr energisch die Klinke heruntergedrückt.

Und dann war er mit offenem Munde stehen geblieben. In der Nähe des Fensters saß eine kleine, alte Dame mit grauen Ringellocken über ein großes Bettuch gebückt, in dem sie nach Büchern suchte.

Tantchen hatte sich in ihrer Arbeit auch gar nicht stören lassen, sie dachte, es wäre Karolek, der da angetroffen kam. Dem gab sie Unterricht im Umgang mit Menschen. Daß man vor dem Eintreten an die Tür klopfte, war die erste Großtat, die sie ihm beigebracht hatte.

Als sich aber nun jemand im tiefsten Basse räusperte, sah sie auf, erhob sich. Herr Böhmer machte eine förmliche Verbeugung und dachte bei sich: Was ist das für ein Menschenkind, das nicht größer wird, wenn es aufsteht. Und dann entschuldigte er sich.

„Eine Dame hier anzutreffen — hm ja — damit hab' ich nicht gerechnet. Ich hab' mit dem Herrn Leutnant nämlich dringend zu sprechen! Ich bin der Rittgutsbesitzer Böhmer!“

Das war Tantchen beim ersten Blick klar gewesen, auf vielen Photographien war er ja mit von Heim aufgenommen worden.

„Und ich bin Fräulein Würmeling, die Tante von Herrn Leutnant Klevenich! Mein Nefse muß gleich vom Dienst kommen! Wenn es zufällig ist, Platz zu nehmen!“

Sehr würdig hatte es Tantchen gesagt, dabei schlug ihr das Herz bis zum Hals hinauf. Das konnte ja gut werden. Herr Böhmer stand da mit gefürchter Stirn und gesenktem Blick und dann riß er sich zusammen.

„Gnädiges Fräulein, es ist vielleicht ganz gut, daß uns der Zufall so zusammengeführt hat. Gehört habe ich schon vieles über Sie, von Ihrem Herrn Nefsen. Er spricht mit Begeisterung von Ihnen. Da ist doch wohl auch anzunehmen, daß er auf Sie hören wird. Ich finde nämlich bei Frau und Tochter keinerlei Unterstützung! . . . Da lesen Sie erst einmal diesen Brief!“

Tantchen trat ans Fenster und las. Also Herr Böhmer hatte die zweite Hypothek doch noch bekommen und nun war er hier erschienen, um die freundliche Nachricht dem Heim zu bringen! . . . Da sah sie Herrn Böhmer von der Seite an. Nein, ein freundliches Gesicht machte der gar nicht, nervös trat er von einem Bein aufs andere, die breite Brust hob und senkte sich unter hastigen Atemstößen.

„Da kann man Ihnen ja gratulieren“, sagte Tantchen zaghaft.

Herr Böhmer lachte böhnisch auf.

„Gratulieren? Hat sich was? . . . Gnädiges Fräulein, Sie werden wissen, wer eigentlich die zweite Hypothek gegeben hat. Die Bank reinweg auf mein Gut sicher nicht!“

Da dämmerte in Tantchen das Verständnis auf.

„Sie meinen doch nicht etwa — mein Nefse?“

„Ja, wer denn sonst? Deshalb bin ich gekommen! Ich will die Wahrheit wissen! . . . Gott, gnädiges Fräulein, werden Sie bloß nicht ängstlich, ich nehme sie ja gar nicht an!“

Tantchen fuhr sich mit zitternden Händen über ihre grauen Ringellocken.

„Herr Böhmer, mein Nefse ist ja gar nicht so reich! Die Hypothek könnte er wohl übernehmen, aber dann bleiben ihm nur dreißig, vierzigtausend Mark!“

„So ungefähr weiß ich das auch! Es macht seinem Herzen alle Ehre, daß er so für mich einspringt, sonst erlob' ich nämlich nicht einmal mehr die Roggenernte in Laupischkeim. Aber annehmen tu ich die Hilfe unter keiner Bedingung!“

In Geldsachen verstand Tantchen keinen Spaß. Sie hatte mit ihrem Schwager zu traurige Erfahrungen gemacht.

„Er muß ja wirklich gleich kommen! Aber nun setzen Sie sich, bitte, Herr Böhmer. Sie sind so furchtbar aufgeregt, und solche Dinge müssen doch in Ruhe und Frieden besprochen werden . . . Und daß es so schlimm um Laupischkeim steht, das tut mir in tiefster Seele leid!“

„Ach, noch viel schlimmer steht es!“ erwiderte er und erzählte die ganze Leidensgeschichte der vierundzwanzig Jahre auf Laupischkeim. Schwärzer malen, als es so wie so war, das ginge nicht, sonst hätte es Herr Böhmer getan. Von Zeit zu Zeit fuhr er sich mit Daumen und Zeigefinger in die nassen Augenwinkel und Tantchen rang die Hände und sagte:

„Ach Gott! . . . Ach Gott!“

„Und nun sind die Geschwister meiner Frau ausbezahlt, die Gebäude hab' ich gebessert, freilich Wald hat dafür dran glauben müssen! Schöner Wald. Das Herz hat mir geblutet, wie ich so viel schlagen lassen mußte! Na, habe ich gedacht, der wächst auch wieder heran, denn aufgeforsitet habe ich gewissenhaft, — da bleib ich nun an der zweiten Hypothek hängen! Schon in ein paar Wochen bricht sie mir das Genick! . . . Ich aber nehme die Hilfe Ihres Nefsen nicht an. Wie der vorgestern von mir die Wahrheit erfahren hat, ist er natürlich gestern gleich nach Königsberg zur Vereinsbank gefahren.“ . . .

„Nein, das ist er nicht!“

„Aber gnädiges Fräulein!“

„Ganz sicher nicht, Herr Böhmer! Gestern hat mein Nefse hier Dienst getan und abends waren acht Leutnants bei uns!“

„Aber er hat doch vorgestern abend erst im Laupischkeimer Walde die Wahrheit erfahren! Ich hab's ihm angesehen; wie es um meine zweite Hypothek stand, wußte er nicht! Aus allen Wolken war er ja gefallen!“

Lantchen rieb sich die Stirn. Das war zu viel auf ihre alten Tage. Ihr Nefse mußte Auskunft geben, sonst drehte sich die ganze Rederei im Kreise herum.

Da kopfte es zaghaft an der Thür.

„Herein!“ rief Lantchen, froh, daß die Unterredung eine Unterbrechung erfahren mußte.

Ein alter Herr, eine dicke Altktenmappe unter dem Arme, trat ein.

„Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle, gnädiges Fräulein, Justizrat Hellermann! Ihr Herr Nefse hat mich hergeschickt, ich hab' Vollmacht von ihm. Er weiß, daß Herr Böhmer hier ist, und möchte sich nicht wieder so anschreien lassen von ihm wie vorgestern! . . . Guten Tag auch, mein lieber Herr Böhmer! Was machen Sie denn für ein Gesicht? Wie acht Tage Landregen, dabei blaut der Himmel über Ihnen und Ihrem ganzen Hause wie nie zuvor!“

„Ach so“, sagte Herr Böhmer, — „ach so!“ Faßte mit dem Zeigefinger zwischen Kragen und Hals, als läge ihm ein Strick fest um die Gurgel. „Da sind Sie wohl derjenige gewesen, der gestern auf der Königsberger Vereinsbank das rührende Geschäftchen abgewickelt hat?“

„Ja, Herr Böhmer! Es war mir eine reine Freuden! Und nun bekommen Sie, bitte, keinen roten Kopf und poltern Sie nicht los, wir befinden uns nämlich in Damengesellschaft! Ihnen lange Aufklärungen zu geben, fühle ich mich gar nicht veranlaßt, wohl aber dem gnädigen Fräulein!“

„Ja, was soll ich denn dann noch hier? Wenn der Herr Leutnant Klevenich . . .“

„Bitte, keine Insulten!“, entgegnete der Justizrat mit erhobener Hand und toderntem Gesicht. „Zuhören sollen Sie! Denn der Herr Leutnant hat es gut gemeint! Wenn Sie sich nämlich jetzt dreifachig benehmen, Herr Böhmer, sieht der, der gern Ihr Schwiegersohn werden will, Ihre Wagen ganz gehörig in der Patsche!“

Da schlug Lantchen wieder die Hände zusammen und stöhnte.

„Ach Gott! . . . Ach Gott! . . . Ach Gott!“

Der Justizrat stellte diesen Erfolg seiner Rede mit großer Genugthuung fest. Wenn Fräulein Wirmeling jetzt schon außer sich war, wie würde es dann erst werden?

„Also, gnädiges Fräulein, jetzt wollen wir beide einmal ganz ruhig uns die geschäftliche Seite der Angelegenheit betrachten! Und die ist wirklich nicht sehr rosig für Ihren Herrn Nefsen, oben weil Herr Böhmer seinen Dickkopf aufsteckt! . . . Der Herr Leutnant hat, auf dem Umwege über die Königsberger Vereinsbank, die Hypothek durch mich einlösen lassen, er hat jetzt die Schuldsforderung gegen Herrn Böhmer in Händen! . . . In der glücklichen Lage ist er nun nicht, Herrn Böhmer die Hypothek zu schenken!“

Das war zuviel für den. Er sprang auf, frohsrot war sein Gesicht.

„Ich verbitte mir solche Beleidigung — verstehen Sie, Herr . . .“

„Aber Herr Böhmer! Lieber Herr Böhmer! Wie käme ich dazu, Sie beleidigen zu wollen? Dem gnädigen Fräulein muß ich nun die Sachlage darstellen und ich hoffe, Sie lernen aus meinen Auseinandersetzungen auch manches . . . Also was muß nun der Herr Leutnant notgedrungen tun? Er muß die Zwangsversteigerung durchführen, um wieder zu seinem Gelde zu kommen! . . . Ja—a, was wird das für ein Gerado geben und für Unannehmlichkeiten für den Herrn Leutnant Klevenich! . . . Zum mindestens wird er verpetzt! Wahrscheinlich wird er zum Train gestellt! Und das alles, weil er es gut gemeint hat! Das ist furchtbar hart! Das ist einfach entsetzlich!“

Da steckte Herr Böhmer wieder den Zeigefinger zwischen Hals und Kragen und Lantchen zog ihr Taschentuch und wischte sich die Tränen aus den Augen. Sie war so stolz auf ihren schmucken Heini! Und nun das! Vielleicht bekam er den Abschied und was sollte dann werden?

„Ach Gott, ach Gott, Herr Justizrat! Der Jung, das darf nicht sein! Ich hab' ihn frohgezogen. Ich weiß,

was er für ein guter Mensch ist! Da muß doch irgendwas ein Ausweg gefunden werden!“

„Gewiß, gnädiges Fräulein, und den hat Ihr Herr Nefse gefunden! Mit zuckender Lippe hat er ihn mir vorhin verraten. Es ist wirklich der einzige, der ihm übrig bleibt! Nämlich, er nimmt sofort freiwillig seinen Abschied“ — mit Befriedigung sah der Justizrat, wie Fräulein Wirmeling zusammenzuckte — „führt die Zwangsversteigerung durch und bewirtschaftet Laupischkeim selbst!“

„Aber er versteht doch ja nichts von der Landwirtschaft! Und was wird das Ende sein, er geht auch auf dem Gute zu Grunde!“

„Oho“, sagte der Justizrat, „oho“ und machte seine Altktenmappe auf. „Daran ist so leicht nicht zu denken, erlauben Sie mir, Ihnen nähere Auskunft über Laupischkeim zu geben. Ich bin nämlich der alte, bewährte Rechtsbeistand des Herrn Böhmer. So darf ich wohl getrost sagen, nicht wahr?“

„Bloß breitschlagen wollen Sie mich!“

„Daß Sie sehr aufgeregt sind, Herr Böhmer, läßt sich verstehen. Und daß dem gnädigen Fräulein die so unerquickliche Rechtslage auch sehr zu Herzen geht, das sehen Sie ja! Aber warum sollen Sie hier als das schwarze Schaf hingestellt werden, das Sie gar nicht sind? Ich muß dem gnädigen Fräulein doch die Angst vom Herzen nehmen, ihr Herr Nefse könnte auf Laupischkeim kaputt gehen! Denn das Gut muß er übernehmen, wie die Dinge nun einmal liegen. Warum sperren Sie sich gegen die Hilfe des Mannes so, der ja doch Ihr Schwiegersohn wird. Als Offizier oder als Besitzer von Laupischkeim, ganz egal! . . . Ja, also, gnädiges Fräulein! Da ist ein Gutachten von gerichtlichen Sachverständigen. Laupischkeim ist auf 380 000 Mark abgeschätzt. Die erste Hypothek, Landeskassagelder zu 3¼ v. S. beträgt 150 000 Mark, die zweite zu 5 v. S. 90 000 Mark, ergibt ein Guthaben des Herrn Böhmer von sage und schreibe 140 000 Mark. Und das flattert nun einfach in den Wind, respektive Ihr Herr Nefse steckt es ein. Möglicherweise auch, daß bei der Zwangsversteigerung die zweite Hypothek voll herauskommt, viel mehr aber sicher nicht. In diesem Falle bekäme der Herr Leutnant sein Geld mit den Unkosten wieder. Viel über die zweite Hypothek wird aber keinesfalls geboten. Nahe der Grenze, Geldknappheit, Seuchengefahr durch Einschleppung aus Rußland, das zieht natürlich jeder Bieter in Betracht. Endresultat: Für Herrn Böhmer würde nach menschlichem Ermessen so gut wie nichts übrig bleiben! Trotzdem er immer pünktlich die Zinsen hat zahlen können und die Geschwister seiner Frau abgefunden hat. Dieser Umstand hat ihm eben nicht erlaubt, Schätze auf die hohe Kante zu legen! Kommt noch hinzu, daß er in den letzten Jahren Unglück mit der Ernte und die Seuche im Viehstall gehabt hat! . . . So—o, nun sind Sie wohl im Bilde, gnädiges Fräulein?“

Rechnen konnte Lantchen. Darin war sie schon in der Schule ganz groß gewesen. Ihr wollte aber manches nicht in den Kopf.

„Aber ich begreife nicht! Wenn Herr Böhmer so viel dasticht, da muß doch auch eine zweite Hypothek zu haben sein!“

„Heutzutage kaum auf ein Haus in Düsseldorf, wenn die Lage nicht ganz erschlaffig ist. Glauben Sie es mir, das liegt an den Geldverhältnissen. Wer legt denn heute zu 5 oder 6 v. S. eine große Summe auf zehn Jahre fest an? Er kann bei der Industrie mehr verdienen und bekommt es schneller frei. Und wer will schließlich immerhin mit der Möglichkeit rechnen, vier Kilometer von der russischen Grenze ein Gut übernehmen zu müssen. Das ist eben die Rehrseite der Medaille!“

Schluß folgt.



Die Lieb' ist bettelarm, die meßbar ist. Schafepantz

Kriegsgewinne und Kriegsverluste.

Uns wird geschrieben: Nachdem Deutschland eine Armee von unerhörter Größe mit anerkannt glänzender Ausrüstung ins Feld gestellt und ein Jahr durch erhalten und vergrößert hat, nachdem durch eine von der ganzen Welt bewunderte Organisation der Volksernährung auch das Schreckgespenst der Nahrungserkennung gebannt worden ist, wird jetzt seit einigen Monaten die Aufmerksamkeit auf gewisse häßliche Nebenrechnungen gelenkt, die mit jenen an sich so rühmlichen Leistungen verbunden sind. Man klagt darüber, daß in vielen Fällen die schwierige Lage von gewissenloser Gewinnsucht ausgebeutet worden ist, die sich an Staat und Volk über Gebühr bereichern. Man klagt nicht sowohl über die Kriegsgewinne als über ihre alles Maß übersteigende Höhe. Es kommt vor, daß in einer Gerichtsverhandlung eine Provision von 90 000 M. eingeklagt wird, und es stellt sich heraus, daß der Kläger in der Sache nichts getan hat, als einen Brief zu schreiben oder ein Telefongespräch zu führen. Ein Pferde-lieferant hat an einem einzigen Geschäft einen so ungeheuren Gewinn gemacht, daß die 50 000 M., die er davon zu wohltätigen Zwecken stiftete, doch nur einen Bruchteil ausmachten. Die Klagen über den Lebensmittelwucher der Groß- wie der Kleinhändler sind zu einer stehenden Rubrik geworden.

Gewiß wendet man sich mit Widerstreben von allen Erscheinungen, die in dem Krieg nichts sehen als die unbegrenzte Konjunktur, die Gelegenheit zu schneller und ausschweifender Bereicherung. Wer in Kriegzeiten mit Pulver und Blei für die Armee oder auch mit Getreide und Mehl für die Volks-ernährung die Konjunktur ausnützt, weil es sein gutes Recht sei, steht auf einer Stufe mit dem Mann, der den Preis der Desinfektionsmittel verzehnfacht, weil die Cholera für ihn eine günstige Konjunktur darstellt. Wenn ähnliche Gewinne in maßloser Weise gemacht werden, so ist das Bestreben, unter dem Namen der Steuer eine Art nachträglicher Konfiskation durchzuführen, durchaus erklärlich.

Freilich darf man nicht verabsäumen, auch die Rehrseite der Medaille zu betrachten. In den Berichten über Kriegsgewinne sind nicht bloß Übertreibungen, sondern, wie fast immer in solchen Dingen, auch unberechtigte Verallgemeinerungen enthalten. Die bloße Tatsache einer Gerichtsverhandlung ist an sich schon ein Beweis, daß die Forderung als ganz abnorm empfunden worden ist; und in den meisten Fällen hat der Prozeß, von dem man laß, damit geendet, daß die unerhörte Provision eben nicht bewilligt wurde. Auch mutet es sonderbar an, daß einem Mann, der eine große Stiftung gemacht hat, daraus ein Strich gedreht und ihm eine Kriegsgewinnsteuer auferlegt werden soll, bloß weil andere sich bereichert haben, ohne sich zu einer Stiftung veranlaßt zu sehen. Die Klagen der Preistreiber der Kleinhändler gehen fast alle darauf zurück, daß man meint, der Gewinn des Verkäufers bestehe ungefähr in der Differenz zwischen Ein- und Verkaufspreis. Schon vor 20 oder 30 Jahren ist für einige Zweige des Berliner Gemüse- und Obstleinhandels einmal festgestellt worden, daß jeder, der sich nicht so einrichtet, „für eine Mark einen Taler zu erhalten“, ein leichtsinniger Rechner ist, der über kurz oder lang bankrott machen muß; denn an Fuhr- und Arbeitslöhnen, an Miete, Heizung und Beleuchtung, an Schwund und Verderb der Ware u. a. m. erwachsen so bedeutende Unkosten, daß der Kaufpreis für die Ware in der Tat noch nicht einmal die Hälfte aller Auslagen des Händlers darstellt. An dem, was zum Einkaufspreis zugeschlagen wird, stellt in solchen Fällen nur der geringste Teil einen „Gewinn“ dar.

Vor allem aber muß bedacht werden, daß es neben den vielbesprochenen Kriegsgewinnen auch Kriegsverluste gibt, die schweigend ertragen werden. Mit den Kriegserklärungen in den ersten Tagen des August 1914 wurde der deutschen Industrie das Exportgeschäft glatt abgeschnitten. Wer damals durch Fabriken der Metall- und Maschinenindustrie, der chemischen oder Textilgewerbe ging, konnte riesenmäßige Vallen, Kisten von Stubengröße aufgestapelt sehen, die für Sidney und Quebec, für Odessa, Kallutta, Yokohama, ja sogar für neutrale Häfen, wie New York und Valparaiso, bestimmt waren und reifefertig liegen bleiben mußten. Es war keine kleine Aufgabe für diese Fabriken, sich eine andere Beschäftigung zu suchen und ihren ganzen Betrieb so umzugestalten, daß er in den Dienst von Heer und Marine gestellt werden konnte. Damit erledigt sich auch die oft gehörte Klage, die

Kriegsgewinne seien darum so widerwärtig, weil es sich dabei vielfach um Leute handle, deren Geschäft die betreffende Branche gar nicht sei. Gerade in dieser Umgestaltung der Produktion liegt eine der bedeutendsten Leistungen der deutschen Geschäftswelt.

Dieser Umgestaltungsprozeß ist noch keineswegs abgeschlossen. Die Eingriffe in die verschiedenen Fabrikationen werden voraussichtlich noch ungleich schärfer werden müssen als bisher. Da der Armeebedarf (und das ist unser aller Wunsch) stets den Vorzug haben muß, so sind nicht nur Kupfer, Zink und Blei, Kautschuk, Benzin usw. den Fabrikanten weggenommen worden, weil sie anderswo für Landesverteidigungszwecke gebraucht werden, sondern auch Wolle, Baumwolle, Flachs und Hanf kommen an die Reihe. Selbst Tüll-, Mull- und Damastwebereien, Fabrikationen von Spitzen und Stidereien für den Damenbedarf, sind sozusagen unter militärische Kontrolle geraten, weil die Armee das entscheidende Wort darüber hat, ob die Fabrikanten im Interesse der Erhaltung der Rohstoffe ihre Betriebe in demselben Maße fortführen dürfen oder nicht.

Mit Recht verlangen wir von unseren Industriellen, daß sie die Anordnungen der Behörden in dieser Beziehung nicht nur gehorjam befolgen, sondern daß sie auch verständnisvoll an ihnen mitwirken, die Behörden bei der naturgemäß sich steigenden Strenge der Eingriffe unterstützen sollen. Je mehr aber von unseren Gewerben in Industrie und Handwerk von der ganzen Geschäftswelt im weitesten Umfang verlangt wird, daß sie sich auf diese Beschränkungen in immer steigendem Maße einrichten, desto mehr muß man auch daran denken, daß dem Kriegsgewinn, selbst wenn er häufig alles gebührende Maß überschreitet, doch auch bedeutende Kriegsverluste gegenüberstehen. Man darf das eine nicht erwähnen, ohne das andere zu gedenken.



Aus der Kriegszeit.

Nowogeorgijewsk. Und nunmehr ist auch Nowogeorgijewsk gefallen. . . . In unaufhaltsamem Siegeszug bringen die deutschen Armeen durch Polen vor. Eine starke Stellung nach der andern wird von den Russen geräumt, bis sie sich in dem großen, für uneinnehmbar geltenden Raume innerhalb des gewaltigen Festungsbereichs Warschau-Zwangorod-Nowogeorgijewsk-Moskwa befanden. Diese Stellung war seit jeher als städtisches Zentrum für den Fall eines Kampfes zwischen Rußland und den Zentralmächten vorgesehen. Die genannten Festungen zählen zu den stärksten in ganz Europa, und eine Sammelung der russischen Armeen innerhalb dieser modernen Wälle aus Eisen und Erz sollte die Kriegsmacht des Jaren wie mit einem Wundergürtel vor jeglichem Ansturm des Gegners bewahren. Doch der Wundergürtel hat versagt — deutsche Truppen haben ihn gesprengt. Zwangorod fiel, Warschau fiel — und heute flattern die deutschen Stadardrinnen auf den Wällen von Nowogeorgijewsk. An der Stelle, wo deutsche Macht und deutscher Wille die Banner des Sieges aufpflanzten, erhob sich einst das kleine, friedliche Polenstädtchen Modlin. Im Jahre 1807 wurde der Krieg nach Modlin getragen. Napoleon bemächtigte sich des Ortes. Mit sicherem Blick erkannte er die strategische Wichtigkeit der Stellung, und Modlin wurde durch ihn zur Festung umgebaut. Fünf Jahre später war das kleine Modlin verschwunden, und an seiner Stelle ragte ein mächtiges Kriegswerk empor, das später — in russischem Besitz — den Namen Nowogeorgijewsk erhielt. Bis zum heutigen Tage war die Stätte dieser Festung zweimal der Schauplatz großer historischer Ereignisse. Zweimal wurde Nowogeorgijewsk von den — Russen erobert. Im Jahre 1813 mußte die französische Macht die Festung übergeben. Und 1831, als die polnische Armee sich nach dem Fall Warschaws hierher zurückgezogen hatte, sah der Verteidiger, Graf Loboschowski, sich nach heldenmütigem Kampfe gezwungen, zu kapitulieren. Nowogeorgijewsk wurde wieder umgebaut, bis es die heutige Stärke erlangte. Am Einfluß des Bug in die Weichsel gelegen, wurde die Festung zu einem der mächtigsten militärischen Stützpunkte des Russenreichs. In Anbetracht der Tatsache, daß unsere Truppen nach einer nur wenigen Tage dauernden Einschließung diese moderne Schutzwehr in ihren Besitz zu bringen mußten, ist es doppelt interessant, sich daran zu erinnern, daß die Russen zur Zeit

Napoleons die Festung vom 5. Februar bis zum 1. Dezember belagern mußten, und daß auch dann der damalige Kommandant Daenbals sich nur durch Mangel an Lebensmitteln und Munition zur Kapitulation gezwungen sah. Was die Russen damals innerhalb zehn Monaten nur mit Mühe zu erreichen vermochten, haben unsere Soldaten heute unter weit schwierigeren Umständen im Ansturm vollbracht. Nowogeorgiewsk ist gefallen — und Brest-Litowsk, die letzte Säule des Festungsbereichs harret nunmehr des heraneilenden Schicksals.

Die Ritterlichkeit der deutschen Flieger. Einige interessante Beobachtungen über die Haltung der deutschen Flieger erzählt der Kriegsberichterstatter des „Daily Chronicle“: „Die größere Geschwindigkeit der neuen deutschen Flugmaschinen gestattet den deutschen Fliegern, sich ziemlich ungehindert zu bewegen. Und um der Wahrheit ihr Recht zu geben, muß man anerkennen, daß die feindlichen Flieger sich oft als ritterliche Leute erweisen. Wenn einer unserer Flugzeugführer innerhalb der deutschen Linien zur Landung gezwungen wurde, kommt es nicht selten vor, daß ein deutscher Flieger über unserer Stellung einen Zettel herabfallen läßt, auf dem Mitteilung gemacht wird, ob unser Kamerad tot oder nur leicht verwundet ist.“

Zur Charakteristik unserer heutigen Soldatensprache. Die schöpferische Phantasie unserer Soldaten hat die deutsche Sprache bereits um viele neue Wortbildungen bereichert, die als Niederschlag deutschen Geistes und Wesens für alle ferne Zukunft wertvolle kriegsgeschichtliche Dokumente bleiben werden. Eine systematische Sammlung dieser Ausdrucksformen soldatischen Geistes, für die Dr. Alfred Wolff in dem demnächst erscheinenden Heft des „Grenzboten“ eintritt, bildet daher eine wichtige Aufgabe, an der die breiteste Öffentlichkeit wie die Sprachforschung in gleicher Weise tätigen Anteil nehmen könnte. Erst eine solche Sammlung des umfangreichen Materials wird ergeben, wie vielfältig die Elemente sind, aus denen sich die altneue Soldatensprache aufbaute und wie lebenskräftig sie sich den veränderten Verhältnissen anzupassen trüfte. Schon heute aber treten aus dem Reichtum an Seelenregungen und Bedürfnissen, die hier sprachschöpferisch mitgewirkt haben, einige bestimmende Motive klar hervor. Neben dem Zwang und Wunsch der Verständigung, der aus dem Verkehr von Freund und Feind neue Wortgebilde schuf, zeigte sich besonders der Drang, die Geschehnisse zu vereinfachen. Ein verwidelter Vorgang, eine komplizierte Maschine, das Bisherige von technischen Handhaben und Vorrichtungen sucht man auf eine Formel zu bringen, das Außergewöhnliche, fast Wunderbare — was psychologisch begreiflich und menschlich verständlich ist — durch Ausdrücke aus dem täglichen Leben, aus eigenem, engeren Horizont sich näher zu bringen, so daß ihre Größe dadurch zwar nicht verkleinert, aber doch vertrauter wird, ihre Gefahr geringer erscheint. In diese Rubrik fallen etwa alle Versuche, das Geschick in seinen verschiedenen Wirkungen und Formen durch Namen, Personen oder Ausdrücke aus dem eigenen Gesichtskreis zu ersetzen. Ein Stück Selbstverspottung spielt mit hinein, wenn der „Schipper“ seinen Spaten als „Teelöffel“ bezeichnet; reiner tritt das Empfinden in einer Anzahl von Ausdrücken hervor, die teilweise schon im Frieden gebraucht, doch erst durch den Krieg lebendige Fülle und reiche Ergänzung erfahren haben. Da erscheinen neben den Ausdrücken für das Gewehr wie „Anarre“, „Kußfuß“, oder zärtlich-sehnsüchtiger „meine Braut“, das „Butterfaß“, das sowohl Mine wie Schrapnell bedeutet, das „Parfüm“ als Pulver der Gewehre, der „Tabak“ als Pulver der Kanonen, „das schwarze Schwein“ oder ästhetischer „der schöne Blumentopf“ als Granate (auch der „Spielball“ genannt). Die Vornamen des Fliegers, den die Soldatensprache als „Karl“, seinen Begleiter als „Franz“ kennzeichnet, Weinamen, aus denen dann Zeitworte wie verfrachten und verfrachten weitergebildet werden, werden „als Eier gelegt“, mit denen der Feind in lieblicher Unheimlichkeit „beast“ wird. Oder, um auch größere Objekten sich zuzuwenden: die bekannten Mädchennamen erscheinen, die „schlanke Emma“ oder die „dicke Marie“ für die 80,5-Zentimeter-Mörser, oder die gefeierte von allen, die „dicke Berta“, zu deren Tausch noch viele andere Namen bemüht worden sind, bis zur musikalischen Bezeichnung der „deutschen Bauberschöpfung“ hinauf; oder, um noch einem männlichen Wesen das Wort zu gönnen, „der große Moritz“, der im gewöhnlichen Leben als Minenwerfer sein Spiel treibt. All diese Bezeichnungen, von denen nur einige plastische heraus-

gesucht wurden, knüpfen an auffallendes Aussehen oder besondersartige Eigenschaften des beschriebenen Objekts an; andere bedienen sich des Wortspiels und entstellen absichtlich den fremden Ausdruck durch Umwandlung in eigenes Sprachleben. Bouletten für Spauletten, Portemonnaie für Portepée, „Purze nicht“ oder noch respektloser „Pulle mit Sprii“ für Pour le mérite sind solch vollstimmliche Proben, denen aktuelle Verdrehungen des Kriegs, wie Chinesenkompanie statt Genesungskompanie, angereicht sein mögen. Soldatenhumor und Spottlust leben sich in solchen Wortverdrehungen und sprachlichen Neubildungen kräftig aus, aber es ist bezeichnend, daß auch durch die stärkste Verhöhnung des Feindes noch ein Stück Gutmütigkeit hindurchleuchtet, und daß Selbstvertrauen und zuversichtliche Überlegenheit sich häufig mit einer Anerkennung des Feindes vereint, wie sie „drüben“ in Feld und Haus selten zu finden ist. Wie wenig Spottlust und Anerkennung sich gegenseitig ausschließen, zeigt sich in Spitznamen und erfinderischen Wortverdrehungen und Abkürzungsformen, die die Soldaten ihren eigenen Truppenteilen anzuhängen pflegen. Auch hier behält der alte Satz „Was sich liebt, das neckt sich“ seine Geltung.

Fliegenfreunde. Es ist überraschend, so schreibt ein Mitarbeiter, daß die Fliegen, jene kleinen zudringlichen Plagegeister, die uns in der heißen Sommerzeit, namentlich auf dem Lande, so oft und so viel belästigen und die viele Menschen mit Krankheitsstoffen infizieren, sozusagen hohe und sehr einflußreiche Freunde haben. Ein großer Fliegenfreund vor dem Herrn war beispielsweise Deutschlands größter Dichter. Goethe hat sogar die Fliegen in einem 1799 verfaßten Gedicht als die wahren Musageten verherrlicht. Er klagt dort, daß sowohl zur Winters- wie zur Frühlingszeit die holden Musen ihm ihren Besuch verweigert hätten, weil er stets den Morgen verschlafen habe. Doch:

Endlich ist es Sommer worden,
Und beim ersten Morgenschimmer
Reißt mich aus dem holden Schlummer
Die geschäftig frühe Fliege.
Unbarmherzig kehrt sie wieder,
Wenn auch oft der Halberwachte
Ungebuldig sie verschauhet,
Doch die unverschämten Schwestern,
Und von meinen Augenlidern
Auf der holden Schlaf entweichen.
Müßig spring ich von dem Lager,
Suche die geliebten Musen,
Finde sie im Buchendaine,
Mich gefällig zu empfangen . . .

Der Dichter hat sich also den Fliegen gegenüber zu dem lebhaftesten Dank verpflichtet gefühlt, weil sie ihm den Morgenschlaf in der Sommerzeit verkürzt haben. Er hat auch sonst den Fliegen seine Sympathie entgegengebracht, wie sein bekanntes Gedicht „Fliegentod!“ Sie saugt mit Bier verrätrisches Getränk“ usw. zeigt. Goethe hat so manchen nach ihm lebenden deutschen Dichter stark beeinflusst; in bezug auf sein Verhalten zu den Fliegen ist aber unseres Wissens keiner seiner vielen Nachahmer in seine Fußstapfen getreten. Ohne allen Zweifel hat sich Deutschlands größter Dichter in diesem Punkt durch den alten Griechendichter Homer beeinflussen lassen, der merkwürdigerweise die Fliege, diese Geißeln der ruheverlangenden Menschheit, so hoch stellte, daß er keinen Geringeren als den göttlichen Peliden Achilleus mit ihnen verglich. Ein anderer Grieche, der bekannte nachklassische Sittenschilderer Lukanos von Samosata, hat sogar eine „Lobrede auf die Fliege“ verfaßt, in der er die Sage von einem schwarzgeladten netischen Mädchen Myia (so heißt im Griechischen die Fliege) erzählt, das immerfort durch sein Singen und Summen den schlafenden Endymion gestört habe und zur Strafe dafür von der eifersüchtigen Selene (der Mondgöttin) in eine Fliege verwandelt worden sei, die sich nun ganz besonders zu schlafenden Menschen hingezogen fühle. Die ganze Lobrede ist übrigens ein echt sophistisches Machwerk; Lukanos war bekanntlich ein Sophist, und die Sophisten liebten es, die paradoxesten Dinge zu behaupten und unter Beweis zu stellen. Auch die offenbar von dem Schriftsteller selbst erfundene Sage von dem holden Schwarzköpfchen wird sicherlich jemand in Rührung versetzen und den Fliegen günstiger stimmen. Trotz eines Homer und trotz eines Goethe werden wir vielmehr fortfahren, mit allen Mitteln diese unverschämten Plagegeister zu bekämpfen, die uns auf der Nase herumtanzen, die unseren Schlummer stören und die uns sonst allerlei Unbilden zufügen.